Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 54 (1913)

Artikel: Die wilde Fluh
Autor: Kaiser, Isabelle
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1007964

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die wilde Fluh.

Novelle von Isabelle Kaiser.

Es war Hochsommerzeit.

Sie schritten den Bergpfad empor, der sich von der Haselmatt zur Wirzwelenalp schlängelt, durch Wiesen und Gehölz.

Er ging etwas voran, die schwerbeladene Heugabel über den Rücken, die seine aufrechte Gestalt nicht zu beugen vermochte.

Sie bemerkte es, und ihre Augen folgten ihm wohlgefällig, doch mit scharfmusterndem Künstlerblick. Ja, er paßte in diesen Rahmen, wahrlich, er schritt da geradeaus wie ein lebendig gewordener Felsen.

Er läuft mitten durch die Steinlorenrunsen, die die Wildwässerlein eingraben, und seine beschlagenen Schuhe stapfen mühelos über alle Unebenheiten. Er gehört diesem Boden, und der Boden schmiegt sich ihm an.

Sie sucht sich die schmalen Streifen am Wegrain, wo das Gras seinen Teppich ausbreitet. Schon daraus hätte man ersehen können, daß die zwei Menschen, die gemeinsam aufwärts strebten, im Leben grundverschiedene Pfade gingen, wenn der erste Blick es nicht sofort durch Art und Wesen kundgegeben hätte.

Er trägt über der breiten, unförmigen Zwilchhose den Aelplerkittel aus braunem Tuch mit dem von Perlen und Seide bestickten Einsatz und den weichen Filzhut mit einem Edelweißbusch besteckt. Darunter quillt das Kraushaar, das ein Gesicht umrahmt, das voller Gegensätze steht, und doch in seiner Jungherrlichkeit und lauteren Einfalt ungemein harmonisch und anziehend wirkt. Ein selbstbewußter Zug huscht über die bogenförmige Spannung der Lippen, darunter die Zähne wie Milchschaum leuchteten.

Es gibt kleine Bergseen, die klar und tiefgründig in der Sonne strahlen und so düster in die Landschaft blicken, wenn Gewitterwolken aufziehen. So spiegelten sich alle Stimmungen in den Augen des Aelplers ab.

Jetzt waren sie durchsonnt von der Freude der Stunde.

Manchmal wandte er sich nach seiner Gefährtin um, wenn sie im Schritt innehielt. Sie trug die kleidsame Sporttracht der Städterinnen und sah fein und klug aus.

Er fragte kurz mit unmerklichem Schalk, ob sie schon müde sei?

Da lachte sie. „O nein, herrlich ist es, so in den Morgen zu wandern, als ob es in den Himmel ginge! Und ich habe es auch so leicht . . . Aber Sie sind so beladen . . . Der dumme Malkasten und die Feldstaffelei lasten wohl schwer?"

Sie schien um ihn besorgt zu sein, das war ihm neu. Er wehrte leichthin ab, nach Männerart. „Mag sich nicht vertragen . . . ich bin's anders gewöhnt, wenn wir z'Alp ziehen mit der ganzen Sennerei."

„Sie haben doch ein schönes Leben . . ." sagte sie mit der oberflächlichen Schätzung einer impulsiven Natur. „So frei und ungebunden!"

„Ja, es gibt auch zweierlei!" Und er dachte, daß es wahrlich Schwereres gab im Aelplerleben als diese sonnige Besteigung mit diesem lieblichen Wesen.

Sie blickte ihn so unverwandt an, während sie sprach, daß er mit zurückhaltender Schüchternheit die Augen senkte und weiter schritt.

Das Fineli und das Anneli hatten nicht dieses Siegesgewisse im Blick, wenn sie die Männer anschauten. Es wirkte doch wie eine bewußte Liebkosung. Es war wohl Sitte bei den „Städtischen" unten.

Die Fremde hielt jeden Augenblick inne, um eine Glockenblume am Wegrain oder einen Sturmhut in einer Felsenspalte zu pflücken. Sie hatte schon einen Strauß kunstvoll zusammengefügt. Er staunte darüber. Das taten sie nie, die Blumen gehörten doch dahin, wo sie wuchsen, und wurden nur mit dem Wildheu eingeheimst.

„Das ist giftig!" rief er, als sie einen Tollkirschenast niederbog.

„Tut nichts . . . wenn es nur schön ist! . . . Sehen Sie, wie das prachtvoll wirkt, die fuchsrote Blüte im satten Grün!" Sie hielt ihm den Strauß hin.

An so schädlichen Kräutern fand sie Gefallen! Die „Loben" selbst ließen davon ab. Er verstand das nicht. Aber als er dann einen Wolfsmilchstengel an der Halde leuchten sah, aus dem Bereich ihrer Hände, da stieg er mit großen

Schritten empor, daß die Steine unter ihm kollerten, und riß ihn für sie ab.

Sie dankte so warm, daß er wieder vorwärts strebte und eine feine Röte über seine Schläfen zog.

Sie schwelgte schon im voraus im Genuß den Alpsohn während ihres Ferienaufenthaltes in der Hütte zu malen. Das sollte ein Bild werden, das die Kunstfreunde auf Vera Noltens Namen aufmerksam machen mußte!

Und das köstliche Ausruhen in unermessener Freiheit dort oben nach dem strengen Winter in München, wo sie mit gespannten Kräften an der Vollendung ihres „Fahnenschwingers" arbeitete . . . Dazu hatte ihr auch, wenn nur aus der Erinnerung, der „Loobeni", der da vor ihr schritt in unbewußter Schönheit als Modell gedient.

So hatte sie ihn zum erstenmal erblickt, als sie im letzten Spätherbst mit einer Kollegin an den Vierländersee kam. Sie hatten im Dorf der Aelplerkirchweih beigewohnt, um Schweizer Trachten und Sitten in ihrer Farbenwirkung mit der Natur zu ergründen.

Da war ihnen der „Loobeni", wie man ihn hierzulande nannte, aufgefallen, wie er so fichtenschlank in den Kreis trat und die rote Fahne in kunstvollen Windungen über sein Haupt schwang und um sich her kreisen ließ, mit trefflicheren Bewegungen, ohne daß er sich vom Boden, wo er festzuwurzeln schien, bewegte im vornehmen Freiluftspiel.

So typisch erschien dieser Alpler für seinen ganzen Volksschlag, wie ein Frans Halssches „Doelenmitglied" oder ein Rembrandtscher „Staalmeester" für die gesamte niederländische Rasse . . . Wenn sie das auf der Leinwand wiedergeben könnte inmitten des herben Zaubers einer Hochlandschaft!

Sie hatten dann am Fest teilgenommen und mit den Aelplern getanzt, wie in München an den Bauernbällen der Künstler, aber diese Aelpler trugen keine Maske, und ihr schönes Fest, das ein freudiges Aufatmen bedeutete nach einem strengen, gefahrvollen Jahr, war keine Faschingsbelustigung!

Die Jungburschen nahmen die bestechende Liebenswürdigkeit der Fremden menschlich hin. Der Loobeni hatte so manche Freitänze und Ländler mit Vera Nolten getanzt, daß Ifangers Agnes auf dem Heimweg weinte . . . Das wußte nur der Lauibach . . . und der Loobeni meinte, der „Kronenwein" sei ihm zu Kopf gestiegen . . .

Vera Nolten hatte versprochen wiederzukommen und die Aelpler in ihrem Reich zu besuchen.

Der Gedanke, das Bild auszuführen, das sie damals am Aelplersonntag „erträumte", hatte sich den Winter durch tiefer in ihren Sinn eingeprägt, und sie „sah" es vorahnend in seiner Vollendung.

Sie war nicht so jung, wie die schlanke Zartheit ihrer Gestalt vermuten ließ, und sie fing an, als Künstlerin ernst genommen zu werden in der Stadt. Ihr Blick hatte einen eignen Zauber und verriet mehr künstlerischen Drang nach Schönheit denn Bedürfnis, nach den Tiefen des Lebens Ausschau zu halten.

Vor einigen Tagen war sie angekommen und hatte sich bei der Familie Anderhalden als Gast in der Hohlichfluh-Hütte gemeldet. Der Loobeni, der älteste Sohn, wurde ihr als Führer auf den Weg gegeben. Sie hatte ihn auch gewünscht, denn die Alp ohne den Burschen wäre ihr ein Bild ohne Staffage gewesen.

Der Ehrgeiz der Künstlerin stimmte überein mit dem Wohlgefallen der Frau an der herbfrischen Natürlichkeit des Bergsohnes.

Er war der „Hüeter" der auf Wirzwelen sommernden Herden.

Er schritt voraus mit einem sonntäglichen Gefühl. Er hätte jauchzen mögen, aber das kam ihm zu knabenhaft vor.

„Haben Sie schon Gäste oben?" fragte sie, damit er nicht so rasch ausschreite.

„Ja, ein alter Gelehrter aus Basel, der die Steinbildungen studiert, und zwei Kinder aus Luzern."

„Wer führt den Haushalt?"

„Meine Schwester Anneli . . . Ja, es ist einfach genug droben . . . wenn sie nur nicht so verwöhnt sind . . . Milch und Käs und Brot sind so das Tägliche bei uns."

„Es ist mir recht . . . Ich gehe wahrlich nicht nach oben, um Gasthoftafel zu haben . . . Wenn Sie wüßten, wie ich es satt bin! O der schöne gelbe Eisenhut! Und ein Segelfalter nippt daran . . . Was für schöne Schmetterlinge Sie hier oben haben!"

Sie riß den hohen Stengel ab, und er sah, daß sie dabei andere Blumen, die sie vorhin mit demselben freudigen Ausruf pflückte, achtlos fallen ließ, weil sie unterwegs ihre Frische und Neuheit eingebüßt hatten . . . Das Schönste dabei war

ihr eben nur das Pflücken; so nach Art der Sommervögel.

„Warum nennt man Sie den ‚Loobeni‘? Sie sind doch nicht so getauft?“

Er lachte. „Nein. Ich heiße Benedikt Anderhalden!“

„O, ein stolzer Name!“

Sie blickte ihn an. Wie klang das harmonisch und herb, gleich dem Läuten einer Glockenblume an schroffer Halde.

„Hierzulande ist fast niemand mit dem Geschlechtsnamen bekannt. Unser Heimwesen heißt ‚Im Loo‘, und daheim nennen sie mich nur den Beni . . . Das Volk macht nicht viel Umstände . . . Wie man fällt, so liegt man.“

„Benedikt klingt doch schöner . . . Benedikt!“

Jetzt war die Reihe an ihm aufzublicken. So hatte man seinen Namen noch nie ausgesprochen . . . Wie die silberne Schelle in der Hand des Chorknaben am Sonntag!

Sie hatte sich gewandt und schaute auf den See herab, der, von einem leichten Windstoß gekräuselt, tiefblau zwischen dem Föhrenschleier schimmerte.

Es rauschte, als werde der Wald lebendig. Und davor standen an der Lichtung ein behäbiger Eschenbaum und eine dicke Tanne, wie ein Gastwirtspaar, um sie in ihr grünes Haus zu bewillkommen!

So kam es der Vera Nolten vor.

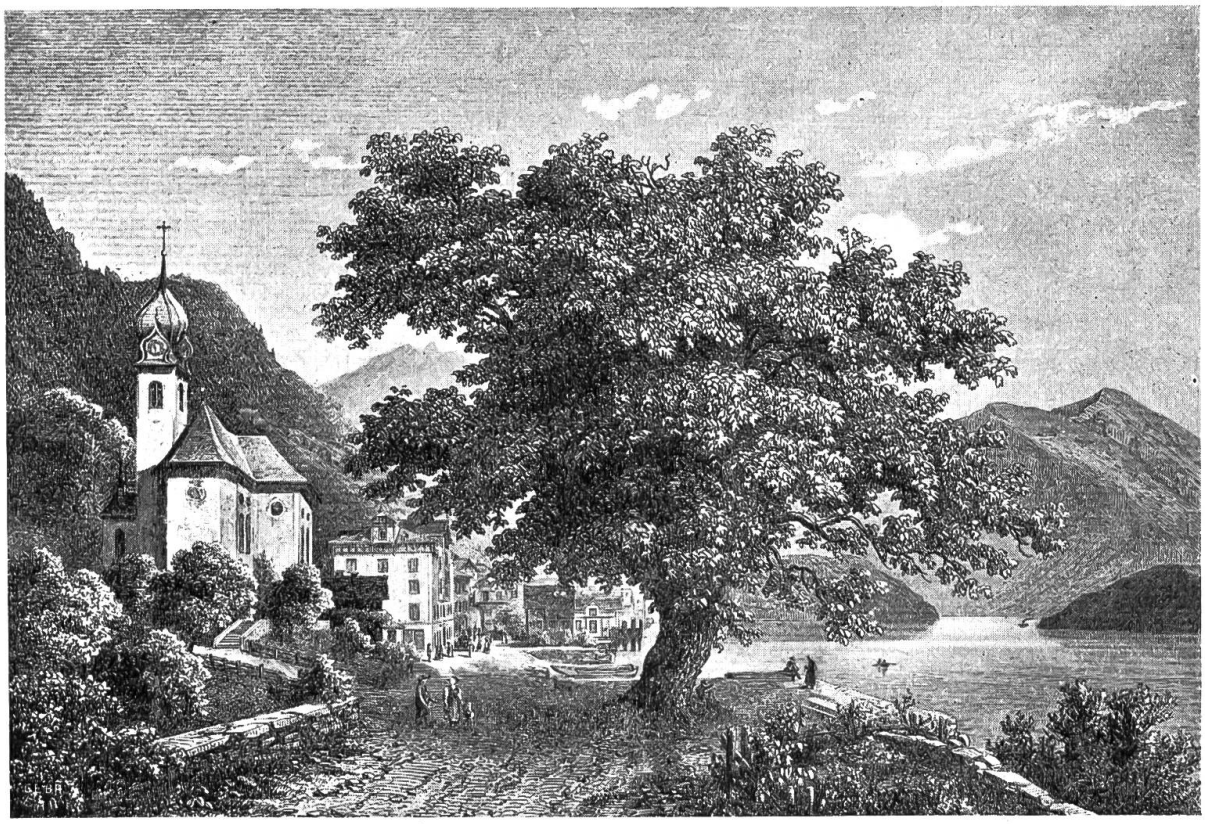
„Es ist der Schoonwind“ . . . sagte er, „der bringt gutes Wetter . . . Jetzt kommen wir bald an der ‚Wilden Fluh‘ vorbei.“

„Die Wilde Fluh! Das klingt ja schaurig . . .“

„Ist es auch . . .“ meinte er ruhig, „halten Sie sich dicht an den Felsen und blicken Sie nicht hinunter, wenn Sie nicht schwindelfrei sind.“

Er hielt sie beim Handgelenk fest, als sie sich des Wunders halber über die dräuende Tiefe des dunklen Schachtes beugte. Sie atmete kaum . . . „Es ist ein Raunen, als ob unterirdische Geister dort unten grollten . . . Und da blüht auch ein gelbes Teufelsauge am Abgrund . . . Hu! Es ist, als ob die Tiefe mit Schattenhänden nach uns langen würde . . . es schwindelt mir doch . . .“

Er riß sie zurück . . . Sie legte die Hand über die Augen und ging behutsam auf dem Grasband dem Fels entlang, wo der Pfad bei jedem Schritt hinabzustürzen schien.



Beckenried mit dem alten Nußbaum. (Nach einer alten Lith.)

„Schaurig ... geht denn hier eine Sage um?"

„Ja, das Volk meint, es gehe hier kein Verräter, kein Meineidiger vorbei, ohne hinabgerissen zu werden von den rächenden Erdgeistern... seit es dem Schwarzen Nol so erging, der zur Zeit des Ueberfalles die Feinde über den Paß führte. Als er vom General den Lohn forderte, sagte er ihm: ‚Da hast Du zwei Batzen, um Dir ein Seil zu kaufen und Dich aufzuhängen!' Da unten liegt er jetzt, der Schwarze Nol."

„Hat er sich erhängt?" fragte Vera Nolten und blickte nach den Wettertannen, die ihre Aeste wie Galgenarme ausbreiteten über den Schlund.

„Nein, Verräter sind feig, aber die von unten haben ihn geholt, und den Tschuppeln Josias auch, der sein Mädchen betrog ..."

Vera schauerte ... Wahrhaftig, der glaubte an die dunklen Mächte ... Was doch so ein Berg voller Geheimnisse und voller Gefahren steckte!

Sie traten aus dem Bereich des Waldes, jetzt ging die Region der Weiden an. Die sanftgewellten Rasenflächen dufteten so stark aromatisch, als ströme die Alp ihr blühendes Leben aus unter der liebkosenden Wärme, die wie lichte Finger über den sammetnen Grund strich. Da blühte der Enzian, stengellos, in seiner Eile die Blauaugen über die vergängliche Sommerpracht zu öffnen. In den sumpfigen Mulden reckte das Wollgras die silbernen Federbüsche und von den Ritzen und Hängen der Felsen klang das helle Rot der Alpenrosen wie ein stummes Auflachen der Freude ...

Höher, in den Schluchtenkrinnen schimmerte noch strichweise der Schnee. Vera Nolten stand hochaufatmend still.

Herdengeläute erklang.

„Da hört man schon ‚ysere' Schellenkuh!" Der Beni stieß einen hellen Juchzer aus. Dann rückte er die Latten der Scharrhäge zur Seite, um die Fremde einzulassen.

„Und da wären wir ‚derheime' ..." sagte er schlicht.

Die wetterbraune Hütte unter dem Schindeldach blickte die Ankommenden mit den offenen Guckfensterlein einladend an. Am Sennfeuer stand der Lielisepp und rührte die schäumende Schotte. Das Anneli kam ihnen entgegen und führte die Fremde durch eine Leiter in ein winziges Kämmerlein und sprach: „Lassen Sie sich's wohl sein bei uns."

Der Loobeni schien freier aufzuatmen und bewegte sich ungezwungener, sobald er die Last des Reffs von der Schulter wälzte.

Hier war er ein freier Mensch, hier diente er niemandem als dem Herrn, der über die Alpen herrschte und befehlend zu ihm sprach aus dem Donner der Wetternächte ...

Hier führte er die Fremde in sein eignes Reich ein.

Als Vera Nolten in dieser Nacht auf der Heumatratze lag und nur das Klingeln einer Schelle hier und da silbern durch die Bergstille zitterte, fragte sie sich, was sie in diesen weltfernen Winkel bringe mit ihrem unruhvollen, weltlichen Herzen.

Aber da kam der Gedanke an ihre Kunst. Das neue Bild sollte gelingen ... mit dem Einsetzen aller Kräfte! Das war doch etwas Lockendes, die spröde Alp und den spröden Bursch festzubannen im künstlerischen Vollbringen ...

*
* *

Auf der Hohlichtfluh-Alp war es gut leben, wenn man alle Fesseln abstreifte, die die Bedürfnisse der Täler auferlegen, wenn man nur im Einklang mit der freien Natur zu leben strebte.

So erging es Vera Nolten, die in einer neuen Welt aufzugehen schien. In der Stadt waren ihr schon Speise und Kleidung nebensächliche Begriffe des Lebens, und hier fielen sie gleichsam weg. Sie trug nur ein fußfreies Wollröckchen mit einer weißen Hemdbluse mit bauschigen Aermeln. Die Haare hatte sie leicht geknotet unter dem Strohhut mit dem wehenden Schleier.

Dem Benedikt war es, als sei ihm die Fremde einige Stufen näher gerückt, als er sie so anspruchslos daherkommen und mit sichtlicher Freude Geißschotten und Käsemilch zum Mittagsbrot genießen sah.

Und doch wie anders geartet war das schöne Mädchen!

Sie tat alles gleichsam wie im Spiel, und es ging wie Musik durch alle ihre Bewegungen. Ihre Lippen lächelten nur zu Gefallen, und der streifende Blick der Augen strich immer wie eine werbende Liebkosung über die Gesichter der Menschen wie über die Wolken, über die Blumen der Flühen wie über die Tiere der Weide. Und Menschen und Tiere empfanden ihre seltsame Art und fügten sich ihrem Zauber.

Das Anneli gab sich mehr Mühe in der Besorgung des Haushaltes, um den Gast zufrieden zu stellen, der immer lobte und jede Aufmerksamkeit anerkannte; der alte Gelehrte brachte ihr seltene Tuffsteinbildungen aus der Goldhöhle am Niederbauen; die kleinen Mädchen folgten ihr auf Schritt und Tritt, trugen ihr den Feldstuhl und den Malkasten, und die Kühe kamen schwerfällig mit ruhvollen Augen auf sie zu und muhten sie an, denn sie gab ihnen Salz und kraute sie zwischen den Augen. Der Loobeni war ihr ganz ergeben. Sie zeichnete ihn auch aus, in jeder Weise.

„Benedikt, heute morgen stehen Sie mir wieder Modell . . . Ohne Sie kann ich ja gar nichts tun."

„Ja . . . ich muß zuerst die Streu vom Birchboden hinunterholen."

Er stellte sich gleichgültig, nach der Art der Nidwaldnerburschen ihren Mädchen gegenüber. Er entäußerte sich nie eines fernfreundlichen Wesens und antwortete auf ihre Neckereien mit witzigen Bemerkungen, die knatterten wie grünes, brennendes Holz in einem Hirtenfeuer.

Aber innerlich rauschte es in ihm wie Grundwasser, und der Gedanke, daß sie ihn erwartete, daß sie ihn „brauchte", belebte sein Schaffen.

Denn in jedem bittenden Wort, das sie an ihn richtete, war für ihn eine Gnade, und in jedem Dank war schon ein Gewähren.

Vera Nolten hatte am ersten Tag das Bild begonnen und malte mit fast andächtigem Eifer daran. Diese Freilichtmalerei war doch ein Genuß in einem solchen Atelier wo der Himmelsdom sich über die Pfeiler der Berge wölbte.

Ganz im Hintergrund skizzierte sie die zackige Festung des Pilatus, wie einen Scheiterhaufen, wo die Sonne im Feuertode unterging . . . auf dem zweiten Plan grünte die Alpweide mit den lagernden „Loben" im verklärenden Licht. Im Vordergrund ahnte man an den abschüssigen Halden die Tiefe der Niederungen, wo die Menschen hasten und hadern.

Diese in aufsteigender Linie sich bewegenden Pläne: Tal, Berg und Himmel, sollten nun wirken wie die Stufen einer Himmelfahrt, und den Ton des Betrufers und die Seele des Beschauers aus den dunstigen Tälern in die lichtvollen Höhen des Friedens entführen . . .

Denn auf einem Felsenvorsprung, in fast hieratischer Haltung, erhob sich, wie am Bug eines Schiffes, der Loobeni mit der „Volle" an den Lippen, und der Klang seines: ‚Zue Lobe! Ho Lobe! In Gottes Name! Lobe! . . .' sollte aus dem großen Schweigen heraustönen mit mystischer Eindringlichkeit.

Jeden Abend, wenn der Benedikt seines Amtes als Betrufer der Sommerweiden waltete, hing der Blick Vera Noltens mit gespannter Aufmerksamkeit an ihm, und mit bebenden Fingern suchte sie wieder eine Linie, eine Schattierung im Fluge zu erhaschen und auf die Leinwand zu bannen.

Das war kein ausdrucksloses Modellstehen, das war lebendige Wirklichkeit, und sie mühte sich ab, ihr das Geheimnis ihrer Stimmung abzulauschen . . . Aber ihre Kunst reichte wohl nicht an diese hehre Größe hinan. Im Verkehr mit der flachen Alltäglichkeit war ihr etwas vom heiligen Ernst des Lebens abgekommen, in den frivolen Städten, wo die höchsten Werte zu spielerischen Zwecken herabgewürdigt wurden. Sie hätte oft in ihrem Unvermögen den Pinsel in den Goldton des Westens, ins satte Grün der Mulden, in die zitternde Luft tauchen mögen, um die Abstufungen des Lichtes wiederzugeben!

Der Benedikt kam herzu mit unkundigen Augen. Er sah im entstehenden Bilde nur das Bunte, das ein Kind am Bilderbogen erfreut, und er sagte: „Das wird schon fein . . . aber ähnlich getroffen bin ich noch lange nicht . . ."

„Ja, Sie wollen mir auch nie stille sitzen, Benedikt," schmollte sie, „bitte nur eine kleine Stunde."

Das bedeutete ihm Feierabend.

Dann lagerte er sich ins Gras der Länge nach, stützte das Haupt in die Hände und blickte zu ihr auf mit einer Schelmerei, die, ihm unbewußt, doch hier und da ein Wetterleuchten aus den Grundtiefen vorüberflackern ließ.

Seine Zähne blitzten unter den feuchten Lippen, wenn er sie anlachte.

Oft malte sie dann nicht weiter und ließ sich einspinnen von den tausend Fäden, die zwei Menschen zueinander ziehen, wenn Schönheit und Frische, Einfalt und Klugheit sich gegenübr stehen.

Es war ein stilles Ineinanderleuchten der Augen . . .

Sie beutete diese Minuten aus, suchte seine Züge zu ergründen, das Geheimnis der seeklaren Augen zu entlocken, und dieses künstlerische Forschen ging oft ins weibliche Wohlgefallen am

Liebesspiel über, ohne daß sie dagegen ankämpfte oder die Aeußerungen dieses Gefühls verschwiegen hätte.

Er lag und hörte die Glocken mit dem mächtigen Dreiklang, die gläubige Liebe im Innern erklingen läßt, wenn die Hoffnung als Glöckner dient.

„Sie liegen da wie ein erschossener Adler, der noch nach der Sonne sieht . . . oder wie ein gefällter Stamm, den der Föhn, vor lauter Wundernehmen, über Nacht mit Wildrosen bedeckt . . . so liegen sie da"

Er verstand diese Sprache nicht recht, aber sie wirkte doch auf ihn, denn die Worte klangen mit weicher Stimme, und die Lippen, die sie formten, spannten sich wie der Bogen seiner Armbrust, wenn der Bolzen fortschnellte. Und wie die zu lächeln verstand! Daß es ihm durch alle Glieder rieselte wie eine warme Flut!

Wenn ihn dann die Lust ankam, aufzustehen und den Arm um die Schultern des Mädchens zu werfen wie in der Aelplerrast und mit ihr jodelnd die Weide zu umtanzen, sprang er auf, fuhr sich mit der Hand durch das Kraushaar und sagte: „Jetzt muß ich gehen und melken, sonst werden die Rotbunten ungeduldig."

Oft folgte sie ihm, wohin es ihn trieb, und sie half ihm lachend die ländlichen Arbeiten verrichten, schürzte Aermel und Kleid, heimste das Wildheu ein, schloß die Scharhäge, trieb die Herde, lockte sie zur Tränke und ging geschäftig in der Sennstube umher.

Dann war es an ihm Vergleiche anzustellen: „Sie würden eine gute Aelplerin abgeben . . . wahrhaftig!"

„Und warum nicht? Man kann, was man will . . . und es gefällt mir . . ." anwortete sie keck.

„Ist's wirklich wahr?" sprach er nachdenklich . . . und das Anneli staunte kleingläubig die städtische Dame an, die da Sennerin spielte.

„Sie hätten bald genug, Fräulein . . . die Sonne scheint auch nicht alle Tage hier oben . . . Wir haben's streng, und eintönig ist es auch . . ."

Das empfand die Vera Nolten noch nicht.

Eines Nachts aber entlud sich nach einem atemlosen, heißen Tag ein Gewitter über die Hohlichtalp.

Die Bewohner der Hütte waren schon zur Ruhe gegangen. Die Fremde erwachte bebend, als ein Windstoß das Häuschen zu entwurzeln und vor sich herzuschieben schien. Dann blitzte sekundenlang durch die engen Schiebfenster eine bläulich-grüne Helle; es krachte anhaltend mit einem so fürchterlichen Schlag, als stürze der Himmel über die Alp und als berste der Berg unter dieser Last.

Vera Nolten, die nie etwas Aehnliches vernommen hatte war bis in ihr Innerstes erschüttert. Das klang ja wie am Jüngsten Tag! . . So posaunte der Sturm durch die eingeschlossene Alp.

Vorerst durfte sie sich nicht regen, aber aus Furcht vor einem neuen Donnerschlag sprang sie auf, warf ein Kleid über ihr grobes Bauernlinnen und kroch die Leiter herab. Sie mußte unter Menschen, und sie hatte unten Stimmen vernommen. Man hatte alle Late nen gelöscht wegen der Feuergefahr, und in der fahlen Beleuchtung der Blitze erkannte sie in der Sennküche die gespenstischen Umrisse der zwei Männer, die auf der Streu hockten am erloschenen Herdfeuer

Die fuhren auf: „Wer geht da? Bist Du's, Anneli?"

„Ich bin's . . ." sagte sie kleinlaut. „Mir fürchtet's." Sie zitterte. Sie kam ganz nah an den Benedikt heran, der auf der Streu rückte, und sie kauerte neben ihm nieder.

„Man würde meinen, die Welt gehe unter . ." flüsterte sie angstvoll.

Der Lielisepp lachte und sagte mit seinem trockenem Humor: „Da gäb's noch einen anderen Tanz. Das ist ja nichts als ein gutes, ehrliches Nidwaldnergewitter . . . Wir sind's nicht anders gewohnt . . . Unsere Berge müßten ja ‚versticken', wenn sie nicht im Sturm Atem schöpfen und austoben könnten. Das ist wie ein Fieberanfall . . . G'sund ist's und treibt die bösen Dünste aus!"

Da flog wieder ein blaues Licht über die rauchigen Wände, dann herrschte unheilschwangere Finsternis, und das Krachen grollte schmetternd in die Runde.

Ein Aechzen ging durch die Balken.

„Jetzt hopst der ‚Türst' rittlings auf dem Dachfirst und peitscht seine dreibeinigen Hunde . . . und johlt im Sturm . . . hört Ihr's?"

„Was ist das?" fragte die Vera furchtsam den Beni.

„Der wilde Jäger ist's!" antwortete der Aelpler.

„Ich glaube, Ihr wollt mich das Gruseln lehren."

„Nein . . . aber es gehen die Geister um . . . an der Wilden Fluh muß es jetzt nicht geheuer sein . . ." sprach der Sepp

Die Fremde schauderte. „Nicht um mein Leben ging ich jetzt dort vorbei . . ."

„Ich schon um ein ‚Fünf-Liber'-Stück!" prahlte der Knecht.

Niemand ging darauf ein.

„Jetzt wiehert das Riedroß . . . beim Eid!" flüstert der Sepp. „. . . Da kommt das Gewitter näher . . . da . . .

„Um Gottes willen!" schrie die Fremde. Es flammte so hell und so anhaltend, daß der Loobeni die entsetzten Augen des Mädchens im geisthaften Gesicht deutlich sah. Sie hatte in der Regung der Angst instinktiv nach einem Halt gesucht und krampfte sich am Arm des Benedikt fest. Und wie der Donnerschlag die Hütte erschütterte, daß alle Anwesenden das Gefühl hatten, als rase der Zorn Gottes hernieder und könne sie jede Minute blitzartig versengen, da schlang der Aelpler ruhig, mit schutzgebietender Kraft, seinen Arm um das aufkreischende Mädchen und hielt es fest, als wolle er ihm etwas von seinem Vertrauen einflößen im Aufruhr aller Elemente.

Ueber das Haupt, das sich an seiner Schulter barg, sprach er laut: „Heiliger Wendelin . . . bitt' für uns . . .!"

Es knatterte wie eine Salve.

Es war, als harrten sie des Herrn, der auf Schwingen des Orkans daherkam.

„'s hat eingeschlagen!" sagte der Lielisepp gelassen.

Engelberg vor 100 Jahren.

„Brennt's?" hauchte die Vera atmenlos, ohne die Augen aufzuschlagen.

„Nein . . . ruhig . . . Meitli . . . ruhig . . . es ist bald vorüber . . ." beschwichtigte der Benedikt. „Eine Tanne im Holz hat's getroffen . . ."

Er fühlte, wie schwer sie an ihm hing, wie gelähmt, und ein Zittern durchlief ihren Körper.

Eine Welle des Glückes hob seine Brust, wie er sie in der Gefahr so hilflos seiner Obhut anvertraut sah.

Der Lielisepp sah auf das Paar: gemeinsame

Not drängt die Menschen aneinander und bläst alle Vorurteile weg wie Spreu.

Langsam rollte das schwere Geschütz des Donners weiter, und der Sturm brach seine grollende Flut an den Klippen der Felsen.

Plötzlich klatschte der Regen gegen die Scheiben wie Geißeln, jäh und heftig . . . Alles atmete auf. Der Bann des Schrecken lag gebrochen.

Bald ließ der Regen nach, und ein sanftes Rieseln fiel vom erlösten Himmel herab.

Der Lielisepp riß die Türe auf, und der herbe Duft der dampfenden Erde strich belebend durch die dumpfe Stube.

Es roch nach Wiesensalbei und Gras.

„Jetzt tut's so hübsch ‚tösele' auf dem Schindeldach . . . hörst?"

Der Benedikt sagte es, wie man einem kranken Kinde zuflüstert: „Die Engeli zünden die Sternlein an," um es in Schlaf zu wiegen.

Da hob Vera Nolten ängstlich den Kopf.

Hinter den wandernden Wolken glänzten die Sterne wie durch Tränen . . . und blinzelten. Wie ein Rudel Wölfe liefen die Wolken hinter dem Mond drein, der angstvoll vor ihnen floh, und bissen ihn an, bis er von einem gähnenden Schlund ganz verschlungen wurde. Und das Fell der hungrigen Wölfe säumte sich mit Gold.

Dem Benedikt war es, als hielte sein Arm einen zitternden Strahl umschlungen und schütze ihn vor dem Wolfsrudel des wilden Jägers, der da durch die Alp gerast war . . .

Wie Andacht kam es über ihn, als er sah, daß die Fremde eingeschlummert war. So ein „sonniges" Gewitter hatte er auf der Alp noch nie erlebt!

*
* *

Wie atmete die Erde auf nach dem drückenden Mar der Sturmnacht! Neugeboren wie am Schöpfungstag lag sie, als Vera Nolten am Morgen durch die Weide schritt und zur Arbeit ging. An jedem Grashalm zitterte es noch demantklar. Schärfer zeichneten sich die Felsenumrisse in der reingefegten Luft, und greifbar nahe lagerten die Riesen jenseits des Wassers. Vera konnte kaum noch ihre tödliche Angst fassen inmitten dieser lachenden Unschuld. Der Lielisepp hatte recht: es war nur ein Wutanfall der geheimen Macht, die dem Berg innewohnte . . . Ein schweres Aufatmen der gefesselten Kolosse.

Sie verspürte noch den Schreck in allen Gliedern Sie arbeitete rastloser. Wenn sie diese durchsichtige, bebende Luft wiedergeben könnte, daß man die Reinheit und die Frische aus dem Gemälde nur so herausspüren könnte!

Der Pinsel flog . . . Sie hatte Eile . . . So ein Gewitter wollte sie nicht mehr hier oben erleben.

Es war, als fühlte sie, daß dieser Tag den Höhepunkt in der harmonischen Schönheit und dem freien Leben hier oben bilden sollte. Auf dem Wipfel der vom Blitz getroffenen Wettertanne sang eine Drossel, und mit rhythmischem Ruderschlag flog ein Weih aus und sank langsam dem Tale zu, bis er nur noch ein über dem See schwebender schwarzer Punkt war.

Sie malte bis zum Abend. Der alte Geologe und die Mädchen kamen und staunten über die Fortschritte des Bildes. Nur das Gesicht des Betrufers war noch unfertig und verschwommen. Als der Benedikt kam und die „Volle" an die Lippen setzte und das altehrwürdige Gebet zu psalmodieren anhub, errötete sie doch und schämte sich ihrer nächtlichen Feigheit. Sie suchte durch schalkhafte Zutunlichkeit den Eindruck zu verwischen. Sie ahnte nicht, daß ihre hilfeheischende Schwäche den Burschen mehr zu ihr hingezogen hatte als tausend kleine weibliche Listen.

Eine Unruhe war in seinem Wesen geblieben den ganzen Tag, und etwas Oedes hatte ihn auf den Wildflühen angestarrt, als er den grünen Schleier dort unten nicht mehr flattern sah. Es lag mehr Sicherheit in seinem Gebaren ihr gegenüber, und ein entschlossener Blick vertiefte seine Augen, wenn sie verstohlen auf dem malenden Mädchen ruhten.

Sie war sich ihres Zaubers zu sehr bewußt, um nicht längst herausgefühlt zu haben, daß der Aelpler ihr in seiner verschwiegenen Art herzlich zugetan war.

Sie hatte ihrer Studiengenossin in der Stadt geschrieben, mit der letzten Post, die der Bote zu Tal getragen hatte. „Ein prächtiger Bursch ist dieser Loobeni. Ich glaube wahrhaftig, daß diese Art Menschen auch Herzen und nicht nur Felsblöcke in der Brust herum tragen. Man hat das Gefühl, als sprudle etwas hervor, wenn man mit einem Zauberstab an der rechten Stelle pocht . . . Manchmal springt eine Tür auf . . . Da lohnt sich ein Flirt mehr als mit unseren glatten, gewandten Stadtherren, denn man hat köstliche Ueberraschungen . . . Man weiß nie, kommt aus dieser Felsenhöhle die da vor uns

aufspringt, das Schimmern eines Schatzes oder das Knurren eines Wolfes hervor ... so goldig können sie sein ... und so rauh und urwüchsig! Es ist doch ein ganz anderer Schlag Menschen! Ich fürchte mich nicht vor denen auf der Hohlichtfluh ... Ich glaube, der junge Aelpler ist in die Vera Nolten verliebt ... Wenn nur sein Bild auf meiner Skizze so fest säße wie das meinige in seinen Augen! Hier kann man Studien machen. Uebrigens sehne ich mich doch schon nach dem lebendigen Leben der Stadt."

Ja, sie machte Studien, auf Kosten eines anderen ... Sie spielte mit ihm wie mit einem Fangball, den man, wenn er noch hoch in der Luft schwebt, gerne mit beiden Händen fassen möchte, um ihn dann achtlos fallen zu lassen, wenn man des Spieles überdrüssig war ... so recht nach Kinder Art.

Ja, die von der Hohlichtfluh waren Menschen von einem anderen Schlag! Ihr eigenes weibliches Wohlgefallen an dem Benedikt verschwieg sie in ihrem Brief an die Freundin.

An diesem Abend, als der Aelpler sein „All Schritt und Tritt ... in Gottes Name ... Lobe!" hinübergerufen hatte zu den nachbarlichen Bergen, kam er an Vera Noltens Seite, die Pinsel und Farbstock beiseite legte und die Schönheit des Abends und die Nähe des Jungburschen still auf sich einwirken ließ.

Wie der Atem der Weide strich der Duft von Orchis und Weißenzen umher.

„Es ist, als schwinge ein unsichtbarer Chorknabe ein Weihrauchfaß mit brennenden, würzigen Kräutern hoch über der Hohlichtfluh..." sagte Vera.

Der Benedikt meinte nur: „Ist's nicht schön bei uns?"

„Herrlich!" sprach sie, wie traumverloren, und ließ die Blicke in die Tiefe schweifen, wo die Lichter der Dörfer aufzublitzen begannen, wie die Juwelen um den Nacken des Sees.

Unweit des Felsenvorsprunges, wo sie saßen, ging das Anneli, hing die luftige Sennenwäsche an die Scharrhäge und sang dabei:

„Susanneli, Susanneli,
Wo hescht Du Dini Chüeli?
Z'Lauerz inne, z'Lauerz inne
Han is ufem Flüehli."

„Seht, Benedikt, die Sterne sind ins Wasser gefallen und lachen noch aus der Tiefe herauf ... Da sinkt wieder einer ..." sprach die Fremde, und sie deutete nach der goldenen Furche, die eine Sternschnuppe am Firmament zog. Er rückte ihr näher, um all diese Wunder durch ihre Augen zu sehen ...

Wenn sie so mit singendem Tonfall seinen Namen aussprach: Benedikt! war es ihm immer, als strichen weiche Finger durch sein Kraushaar.

Sie lehnten fast Schulter an Schulter ...

Da bog er sein Haupt seitwärts und blickte sie von unten herauf mit stummer Eindringlichkeit an. Sie mußte auf ihn schauen, er hatte sich in ihren Gesichtskreis zwischen Himmel und Erde gedrängt.

War es das Gefühl, das ihn beseelte, oder das volle Mondlicht, das sich verklärend über seine Züge ausbreitete?

Sie sahen aus wie in Metall gegossen, in ihrer edlen Schöne.

Vera Nolten meinte, nie blankere Augen gesehen zu haben. Dieses Gesicht! Könnte sie es „so" auf die Leinwand zaubern ... Die Lieblichkeit und der hehere Reiz der Weiden würden dem Beschauer des Bildes leibhaftig ins Auge schauen durch diesen schlichten Aelpler!

Das würde unmittelbar wirken, wie es auch auf sie selbst wirkte! Aber da würde wohl ihre Kunst versagen.

Die Perlen und der Flitter des sonntäglichen Hirtenhemdes glitzerten, und über die ganze ärmliche Gewandung mit der Zwillichhose und den Holzsandalen, in denen die nackten Füße steckten, warf der Mond sein keuches Licht und löste all das Alltäglich-Nüchterne in Schönheit auf.

Dort unten aber war es, als werfe ein unsichtbarer Fischer seine Netze mit den flimmernden Maschen über den See aus und fange heimlich die zitternden Seelen.

Bei der Hütte sang jetzt das Anneli dreistimmig mit den Mädchen: „Uf der Alp, uf der Alp, da gibt's kei Sünd!" und sie jodelten wieder eins dazwischen hellauf, daß es halte.

Dann wob wieder die Stille geheimnisvoll ihre Fäden und raunte ... „Mis Meitli! ... Min Schatz! ..." flüsterte der Bub ...

Sie hörte es ... Ein Etwas in ihr wollte sich wehren, aber das impulsive Mädchen, das bei jedem Liebeshauch wie ein Blatt mitbebte, stand im Bann der mächtigen Bewegung des Burschen ...

Ein banges Erwarten strich durch die werbende Sommernacht.

Benedikt hatte den Arm leise um die Schulter

der Fremden geschlungen und zog sie näher.

Das Rudel Wölfe, das gestern durch den Himmel raste, hatte sich in den Höhlen verkrochen, jetzt waren die Wölkchen „die Schafherde des lieben Gottes", wie der Bub meinte, und der Mond leuchtete wie der Teich einer königlichen Meierei, und sie strebten ihm alle zu, da es Tränkezeit war im Schäferspiel.

Durstig zog der Bursch ihr Gesicht näher und wollte sie küssen.

Sie war halb Widerstand und halb Gewährung. Er war in seiner Echtheit stärker als das halbwahre Mädchen, und seine Lippen schlossen wie mit einem Siegel die willigen Lippen ein...

Da schreckte sie auf und riß sich gewaltsam los.

Die Eule lachte spöttisch im nahen Forst Des Mädchens Stolz reckte wieder den Kamm. „Das ist ja alles Unsinn . . . schämen Sie sich, Benedikt!"

Sie allein schämte sich ihres Spieles.

Er aber ging erhobenen Hauptes die Alp hinan und trug sein Glück vor sich hin wie ein rotes Aelplerbanner, daß es um ihn wehte und klatschte im Höhenwind . . .

Von der Hütte aus hörten sie ihn jodeln: „Holi! ho! ia hou!! . . ."

*

* *

Am folgenden Morgen regnete es.

Es regnete mehrere Tage lang und die Alp wurde trostlos.

Schwer hingen die grauen Nebel vom Brisen herab und stiegen von der Tiefe herauf und lagerten sich fest.

Sie schlossen den feuchten Ring um die Hohlichtfluh und engten sie wie in einen Kerker ein.

Kein Ausblick blieb mehr frei . . .

Die Bewohner der Hütte gingen ihren Beschäftigungen nach, aber Vera Nolten fühlte sich rasch wie eine Gefangene.

Nein, wahrlich, die Sonne schien nicht alle Tage hier oben!

Die Kehrseite des Aelplerlebens offenbarte sich ihr, und der Zauber, der sie ein paar Wochen in seinem Bann gehalten hatte, verflatterte zusehens. Sobald ihre Arbeit ihr fehlte, fühlte sie sich haltlos; ihr Wesen nahm etwas Zerfahrenes an . . . als hielte sie Ausschau nach unerreichbaren Dingen . . . Und ihr Blick stieß sich immer an der undurchdringlichen Nebelwand.

Es war, als seien die Berge versunken und als lägen die Täler verschüttet. In der niederen, lichtlosen Stube war nicht an Malen zu denken, und mit der Lust an ihrem Bild verging das Interesse an den Menschen, die es fördern sollten.

Sie erblickte den Loobeni in seiner wahren Gestalt, wenn er, die Kapuze des Linnenhemdes über den Kopf gezogen, die bloßen, unreinen Füße in den Sandalen, im Stall handierte und den Dung besorgte. Sie übersah den sittlichen Ernst, der ihm innewohnte und der all seinen Handlungen und seinen Sinnen eine schlichte Größe verlieh.

Sie fühlte nur, daß er einer andern Welt gehörte und aus einem grundverschiedenen Boden stammte, und daß sie mit ihm gar nichts gemein hatte.

Der ehrlich verliebte Bursch suchte, wo er sie nur allein fand, sich ihr zu nähern und mit ihr zu tändeln, nach bäurischer Art, und es mißfiel ihr. Sie wehrte ihm fast hochfahrend ab. Er nahm es für Ziererei. Ob sie denn nicht heiraten wolle? fragte er mit blinzelnden Augen. Sie lachte hellauf: Nein, o nein, die Kunst sei ihr Herr und Meister, und sie wolle keinem andern untertan sein.

Eh! man könne doch ein bischen mit dem Pinsel die Leinwand streichen und Farbenkleckse machen, wenn man auch nicht mehr ledig sei . . . meinte er.

Sie hob verächtlich die Achsel. So gering dachte der Bauer über ihre Kunst! Farbenkleckse! Just wie die Kinder.

Und der Regen spann seine grauen Fäden weiter über die Weide.

Selbst die Rotbunten, die sonst so wohlgemut über den Rasen stampften, gingen jetzt mit gesenkten Köpfen umher. Die Haut mit dem durchnäßten Fell klebte ihnen an den Lenden, daß sie einen hungrigen, abgezehrten Anblick boten . . . Sogar die Schellenkuh schämte sich ihrer nassen Blöße.

Vera Nolten sehnte sich nach Büchern, nach Geselligkeit und nach dem Pflaster der Stadt. Alles lockte sie, was ihr jetzt unerreichbar schien hinter der grauen Nebelmauer.

Da sagte sie eines Abends, als die Milchschotte ihr auch nicht mehr mundete, sie wolle morgen ins Tal zurückkehren und dann gleich nach der Heimat weiterfahren. Sie hatte auch Briefe aus der Stadt erhalten, und ein Kollege

schrieb ihr: „Was sollen Sie länger unter den Schweizer Küherbuben ... Sie gehören in unsere Mitte ... Kehren Sie bald zurück ... zu Ihrem ...“

Sie drängte heim.

Sie verstand es, an jenem Abend jeden Annäherungsversuch des Loobeni zu vereiteln, und wich nicht von Annelis Seite. Später schützte sie Vorbereitungen vor und ging auf ihr Kämmerlein.

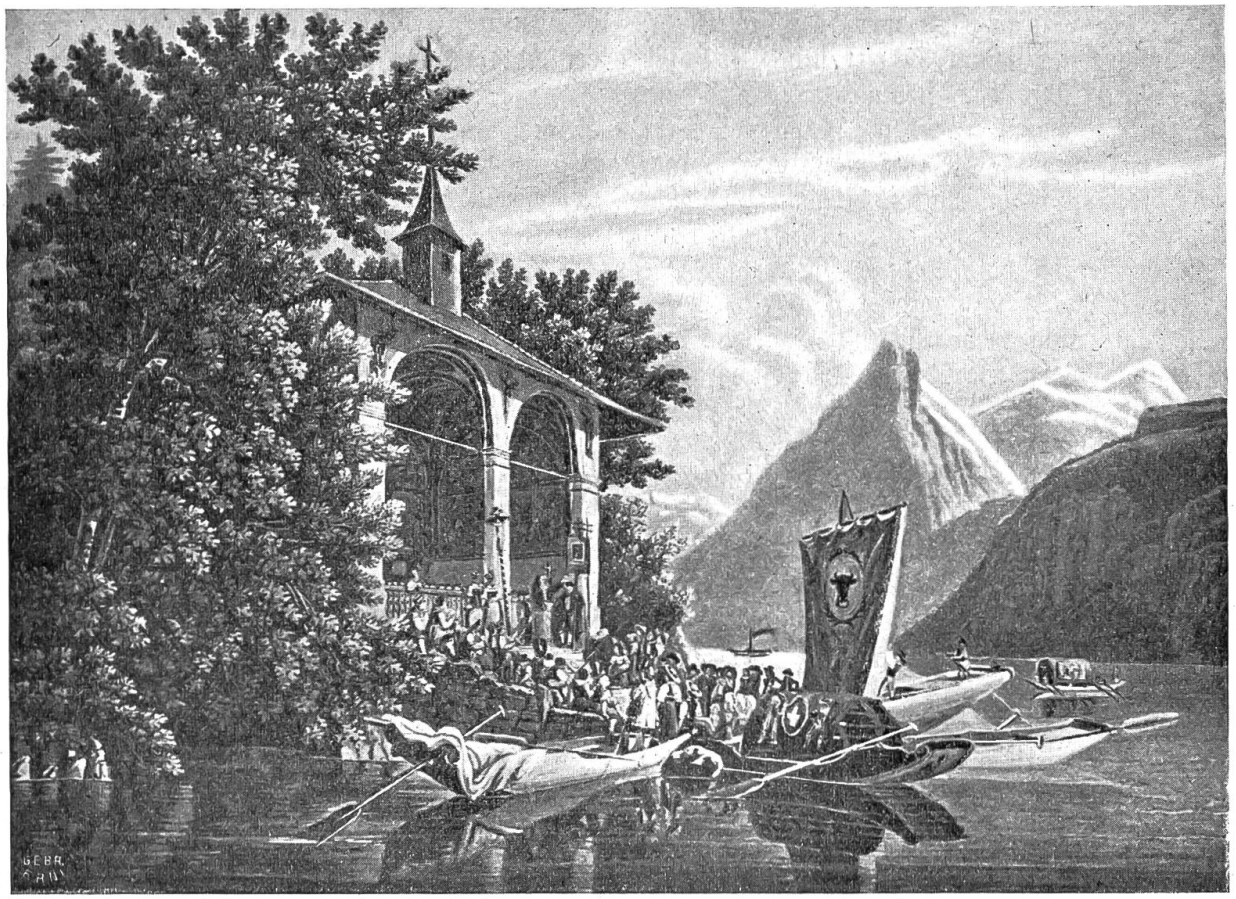
Da sah sie, wie der Benedikt mit verdüsterten Zügen das Jagdgewehr von der Wand riß und in die anbrechende Dämmerung hinausstapfte. Sie fing an, sich ordentlich vor ihm zu fürchten, denn es wetterleuchtete in seinen Augen, wenn er sie unter den gesenkten Wimpern ansah.

Die Fremde bat das Anneli, man solle ihr nur den Lielisepp als Packträger mitgeben ... Sie kenne ja den Weg.

In der Dunkelheit vernahmen sie Schüsse, die das Mädchen erschreckten wie damals die Donnerschläge. Und als die Bewohner der Hütte am Morgen hinaustraten, hing ein großer Weih mit ausgebreiteten Flügeln über der Tür festgenagelt.

Der Benedikt aber, der die Nacht hindurch herumgeirrt war, stand bereit, mit dem vollbeladenen Reff über den Rücken, um die Fremde wieder ins Tal hinunter zu geleiten.

Sie erschrak, als sie ihn so finster und entschlossen dastehen sah. Dem war nicht zu entgehen. Breitspurig wie ein Geschick stand er da. Sie verabschiedete sich herzlich vom Anneli. Auf seine Aufforderung, sie solle nächsten Sommer wiederkommen, antwortete sie ausweichend: „Das wissen die Götter!“



Eine Urner Wallfahrt nach der Tellskapelle.

Sie wußte es auch. Nach der Hohlichtfluh kam sie nie wieder ... Sie war ein junges Fohlen, das eine Weide abgrast, ausschlägt und davonstürmt!

Sie schritt voran, bergab, als eile sie.

Er folgte mit festem Schritt.

Stumm gingen sie durch die Weiden und durch den Forst. Achtlos schritt sie an den hohen Dolden der dunklen Akelei vorüber. Sie dachte nur: ‚Wären wir schon an der Wilden Fluh vorbei ... da muß ich ja seine Hilfe anrufen, wenn die Rutschung am Weg noch anhält ...‘

Es regnete nicht mehr . . . Aber die Nebel hingen noch ihre Trauerfahnen über alle Felsen herab, und aus der brodelnden Tiefe stieg er wie ein Rauch empor. Als ein Sonnenstrahl sich Bahn brach, wollte sie den leichten Ton anschlagen, um den unheimlichen Bann des Schweigens zu brechen: „Es gibt noch einen hellen Tag!"

Aber er ging nicht darauf ein. Die Arme auf der Brust verschränkt, schritt er fürbaß, in Gedanken versunken.

Die scharfe Biegung um den vorspringenden Kegel der Wilden Fluh war schon in Sicht. Unwillkürlich hielt sie im Schritt inne, da es ihr graute, allein über das schmale Grasband um die dräuende Schroffe zu gehen. Er achtete nicht darauf . . . und als sie ihm nahe war, sprach er rauh, fast in ihren Nacken hinein: „Warum gehst fort . . . Meitli?"

Sie drehte sich halb um: „Wie meinen Sie . . . Loobeni?"

Sie sagte nicht mehr Benedikt . . . Er empfand es wie einen Stich . . . Jetzt zog keine weiche Hand durch sein Kraushaar . . . etwas Hartes griff ihm ans Herz.

„Ich mein' . . . gefoppt hast Du mich . . . sag', Du! Ist's wahr oder nicht?

Sie hatte sich scheu nach ihm gewandt, und als sie das Aufflackern seines Zornes in seinen finstern Augen merkte, wich sie etwas zurück, wie vor einem fremden Feind . . . und strauchelte rücklings.

Er sah die Gefahr. Blitzschnell flog seine Hand nach ihr.

Sie sah nur den nach ihr erhobenen Arm und deutete ihn in ihrer Verwirrung anders, denn ihr Oberkörper bog sich ausweichend hintenüber, verlor das Gleichgewicht, und sie wäre unrettbar dem Abgrnnd verfallen gewesen, wenn sein fester Griff sie nicht zurückgehalten hätte.

„Halt! Oder ich gebe keinen Batzen mehr für Ihr Leben . . .!"

Ein wilder Schrei entfuhr ihr, als sie den Boden unter ihren Füßen rutschen fühlte.

Aber sie fiel nicht: sie schwebte noch zwischen Tod und Leben.

Er hatte sie vorn an ihren Kleidern, unter der Kehle gefaßt und hielt sie an der leichten Gewandung fest . . . Wehe! Wenn der Stoff riß!

Er hatte sich so jäh und tief über sie gebeugt, mit einem solchen Ruck, daß die Ladung des Reffs über seine Schulter umkippte, und Malkasten, Staffelei und die unfertige Skizze in die Leere kollerten und mit weithallendem Gepolter unten aufschlugen.

„Minetwäge! Mag der verdammte Plunder fliegen!" knurrte er.

Sie vernahm in ihrer verzweifelten Lage das Stürzen des Gepäckes . . . Aber was galt das Stückwerk Kunst gegenüber dem Leben . . . dem herrlichen Leben, das ihr zu entschwinden drohte . . . das Leben, das dieser geprellte Mann in seiner Gewalt hielt . . . das Leben, dessen tiefster Glockenton jetzt an ihr Ohr schlug und verheißungsvoll lockte.

Sie hatte die Augen geschlossen, sie wagte es nicht mehr, ihr Urteil in den Augen dieses Wütenden zu lesen . . . Schon fühlte sie erschaudernd den Modergerucht aus der Tiefe und das Wehen der Todesflügel um sie her.

Er hatte sich mit ganzer Kraft gegen die Felswand gestemmt und krallte sich mit einer Hand fest am Stamme eines Wachholderstrauches, mit der anderen hielt er die Fremde fast freischwebend über der gähnenden Leere. Nun war „sie" in seinen Händen, wie ein Fangball, den man nach Belieben aufnimmt oder fallen läßt . . . Sorge um ihr Leben und Wut über seinen verpfuschten Frieden stritten in ihm, und wie im Selbstgespräch haderte er mit ihr: „Siehst . . . die Geister aus der Tiefe verlangen nach Dir . . . Bei uns oben wird nicht ungestraft Verrat geübt am Heiligsten, was wir haben . . . Du verlogenes Meitli . . . Dui! Zum Narren hast mich halten wollen . . . mich, den Benedikt Anderhalten! Das Schöntun behalte für Eure ‚Galantili' in der Stadt . . . Wir Aelpler sind's nicht gewohnt . . . Von den Lauenen lassen wir uns ins Gesicht speien . . . aber von keinem Frauenzimmer . . . G'hörst? Fühlst Du, wie sie die Hände nach Dir strecken da unten . . . der schwarze Nol und der Tschuppelnjosi . . . denen kannst Du das Herz nicht mehr aus der Brust reißen . . . Pah! Nicht wert bist Du's daß man Deinetwegen ins Zuchthaus kommt . . . und die Freiheit einbüßt . . . Wahrhaftig, es gibt noch andere Meitli auf Gottes Erde, die Dir nicht ähnlich sind . . . aber vergessen wirst Du den Loobeni nicht mehr . . . he! Dem seine Faust hast jetzt gespürt . . ."

Er sah immer auf das von der Sonne umflossene, totenblasse Gesicht mit den geschlossenen

Augen . . . und als sie in Qual wimmerte wie ein verscheidendes Kind, riß er sie mit einem Ruck empor und warf sie vornüber auf den festen Boden des Weges, wo sie taumelnd um sich schlug in schwindelnder Angst . . .

„So . . .“ sagte er schweraufatmend . . . „und jetzt . . . lauf, Meitli . . . lauf so weit Du kannst . . . daß ich Dich nicht mehr sehe . . sonst weiß ich bei Gott nicht, was noch geschieht . . . Lauf . . . zum Donnerwetter . . .“

Kaum hatte sie festen Fuß gefaßt, als sie auch, ohne sich nach ihm umzusehen, in rasender Flucht haldab vorwärts stürmte.

Er blickte ihr nach . . . und dachte nicht daran, sie einzuholen. An jeder Wegesbiegung sah er wieder den grünen Schleier aufflattern.

Da lachte er bitter auf: „So ein Bündel Hudel im Wind . . . uud an so was verliert man schier sein Seelenheil . . . Pah!“

Sie eilte dahin . . . wie ein rollender Stein, den der Berg mit einem Achselzucken von sich schüttelt, so rollte sie dem Tale zu . . . aber die würde den Gedanken an die Hohlichtfluh und an den Benedikt nicht so leicht von sich schütteln . . . die hatte die eherne Faust der Berge auf ihrem Nacken gespürt . . .

Sie war bald nichts mehr, als ein schwarzes Pünktchen auf der Straße. Dann nahm sie das Tal auf . . . das Tal, wo sie hingehörte, unter die Alltagsmenschen.

Jetzt verschwand sie aus seinem Gesichtskreis.

Er atmete tief auf, rückte den leeren Reff zurecht und kehrte um . . .

Er stapfte wieder der Hohlichtalp zu. . . . Und plötzlich mußte er, ohne zu wissen, warum, an seinen Ähnivater denken, von dem man sich erzählte, daß er im Gefecht auf der Wysifluh den fremden Eindringling aus dem Lande vertrieben hatte und der mit einem Säbelhieb auf der Brust heimgekehrt war.

Schweizer im Ausland.

Ein guter Bekannter erzählte mir folgendes:

„Ich war mehrere Jahre in Deutschland und hatte mir das „Reichsdeutsch“ so vollkommen angeeignet, daß mich niemand für einen Schweizer gehalten hätte. Ich hatte einen guten Verdienst in einer Offizin für Kunstdrucke und führte ein zufriedenes Junggesellenleben.

Wie das so Brauch ist, klopften an meine Türe dann und wann Stromer und Arbeitslose, unter denen ich sofort den Schweizer erkannte, falls zur Seltenheit einmal ein solcher darunter war, während ihnen meine Nationalität stets verborgen blieb. Ein Einziger hat mich als Schweizer erkannt und wie? —

Ein reisemüder und offenbar vom Schicksal hart mitgenommener Mann mittleren Alters stand an meiner Türe. Er bat mich nur um ein Paar ältere Schuhe und ein Blick auf seine Füße zeigte mir, daß die Bitte wahrhaft begründet war. Zudem erkannte ich ihn auch sogleich als Schweizer und da erinnerte ich mich, daß ich ja noch ein Paar alte Bergschuhe aus der Schweiz mitgenommen, die ich hier leicht entbehren konnte. Ich hieß den Mann eintreten und stellte ihm die Schuhe an einen Stuhl zurecht, damit er sie gleich anziehen könne.

Wie sich der Mann freute! Jedoch als er die Schuhe zur Hand nahm, ging ein sinnender Zug über sein Gesicht, dann blickte er wieder auf mich und was war das? Seine Augen füllten sich mit Tränen und mit zitternder Stimme rief er: „Dihr sit o (auch) e Schwiizer! Das si ja üseri Ordonnanzschueh!“

Das war nun der richtige Bernerdialekt, der mir stets so gut gefallen hatte, wo ich ihn zu hören bekam, und nun redete ich den vor Freuden Weinenden in meinem Luzerner Idiom an. Es freute mich, daß er mich an unserm Militärschuh erkannt hatte, und dafür mußte es nun dem armen Kerl ein Stündchen wohl sein bei mir. Wir saßen zusammen als Schweizer, er war nicht mehr der Bettler und ich nicht mehr der Angebettelte, und froh und zufrieden stapfte er in meinen Ordonnanzschuhen weiter.“

Diese Erzählung erinnerte mich lebhaft an ein eigenes Erlebnis. Ich hatte in Gemeinschaft eines anderen Schweizers einen Ausflug nach Spanien unternommen, und da beide nicht besonders reisegewandt waren, so fehlte es infolge mehrerer unliebsamer Vorkommnisse nicht viel, so wären wir an der spanischen Grenze wieder umgekehrt. Es war auf dem Bahnhof von Irun, wo wir am Schalter spanisches Geld einwechseln wollten. Wie wir da einige Worte in Schwiizerdütsch wechselten, so kommt ein altes Männchen auf uns zu und sagt: „Ig bi denn o e Schwizer!“ — Und zu unserer größten Verwunderung stellte es sich heraus, daß dieser alte Berner schon seit etwa 35 Jahren in San Sebastian als Uhrmacher niedergelassen war.

Jetzt war alle Furcht und jedes Bedenken geschwunden. Unser Landsmann hatte uns durch sein bloßes Dasein Mut gemacht. Uebrigens hat er uns dann auch verschiedene gute Winke und Ratschläge erteilt, deren Befolgung uns sehr zu statten kam. I. K.